

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Othello, der Mohr von Venedig
Autor: Keller, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

alle Schönheit, die die Mondnacht enthüllte, grüßte sie mit den Augen des Bruders.

* * *

Als Frau Madelaine später im Garten suchende Schritte vernahm, erhob sie sich und ging ihrem Gatten entgegen. Er legte seinen Arm um ihre nachtschönen Schultern und blickte ihr besorgt in die schimmernden Augen: „Du warst bei deinen Toten? Nun hole ich dich zurück zu den Lebendigen.“

Sie wehrte leise: „Bei den Lebendigen war ich, du aber willst mich den Ablebenden ausliefern.“

Er preßte ihre durchbehten Finger: „Du bist so voller Leben, Madelaine, einem Stein würdest du eine Seele geben können.“

Da ging durch ihre Augen ein feines, überlegenes Lächeln und war doch ganz Innigkeit: „So voller Leben, daß ich immer in dir leben werde, immer.“

Auf kleinen Umwegen stiegen sie langsam zwischen den Beeten hinauf, von den schweren Düften herbstlicher Reife ganz umhüllt.

Doben in der Villa wurde Musik laut. Er schüttelte unwillig den Kopf: „Mozart, so spielen sie ihn immer, so vergnügt, so wiesenbächleinmäßig, und fühlen nicht seinen heiligen Schmerz und das tiefe Weh der Vergänglichkeit, das darin brennt und das so ganz anders ans Herz greift als die Verzweiflungsschreie der Neuen.“

Sie nickte still: „Und fühlen nicht die wunderbare Heiterkeit, die in diesem Weh liegt, als ob es zu uns sagte: All die

Schönheit geht dahin, geht dahin; aber ihr flüchtiger Kuß gibt deiner Seele Ewigkeit. Unsterbliche, freue dich!“

Als sie die Terrasse erreichten, schwieg die Musik. Eine Reihe Lampions leuchtete auf, violett und orange, in strenger Ordnung; die dekorative Absicht war offenbar.

Sie sahen sich überrascht an: „Mozart als Ouvertüre zur Lampiontour? Nun werden sie gleich ausbrechen!“

Und plötzlich faßten sie sich bei den Händen und liefen, rasch entschlossen und leise lachend, um das Haus herum nach dem hintern Eingang.

Die Aufwartefrau war vernünftig. Mit befriedigtem Nicken ließ sie die Hand in die Tasche gleiten und holte dann die Mäntel herbei. Sie verstand, daß die Herrschaften durch ihren verfrühten Aufbruch das Fest nicht stören wollten, und versprach, es nachher der Hausfrau zu erklären. Aber, daß sie das Auto verschmähten und zu Fuß den weiten Weg machen wollten, das verstand sie nicht. Schließlich waren das doch keine Liebesleute mehr, und ein Auto hatten die nicht alle Tage.

Und wie sie das Paar engverbunden, heimlich und fast hastig den kleinen Weg hinuntersteigen und mählich in der milchigen Luft verfließen sah, schüttelte sie bedenklich den guten Kopf: Herrje, das waren schon nimmer Sommerdünste, was da um den Berg strich, das waren bereits Herbstnebel, und denen sollte man sich nicht ansehen, wenn man um die Augen her eine so zarte Gegend hatte wie diese Frau. Nicht umsonst nannten sie die Septembernebel Kirchhofstau.

Othello, der Mohr von Venedig.

Nachdruck verboten.

Quelle von Shakespeares Drama, eingeleitet und aus dem Italienischen übertragen von Dr. Walter Keller, Basel.

Einleitung.

Neben „Romeo und Julia“ und dem „Kaufmann von Venedig“ beruht ein drittes Bühnenwerk Shakespeares auf Novellen aus der italienischen Renaissance, nämlich der „Othello“. Die Quelle zu dieser Tragödie der Eifersucht findet sich in der Novellensammlung des Giraldi Cintio, und zwar ist es die 7. Geschichte

des dritten Tages seiner „Hecatomiti“ oder „Hundert Novellen“.

Giovanni Battista Giraldi Cintio (Geraldus Cinthius, 1504–73) stammte aus einer Florentinerfamilie und verbrachte seine Jugend in Ferrara. Er erhielt daselbst schon als junger Mann die Professur für Philosophie und Medizin. Später ernannte ihn Ercole II. d'Este, der Herzog

von Ferrara, zum Staatssekretär, und als Verfasser mehrerer Dramen fungierte Giraldis am Hofe auch als Theaterintendant. Von seinen verschiedenen Werken haben ihm die „Hekatonmythen“, die 1565 zu Monte Regale im Druck erschienen, einen Nachruhm gesichert. In diesen „Hundert (eigentlich 112) Novellen“ suchte er Boccaccio zu erreichen; seine Sammlung enthält aber nur eine kleine Anzahl wirklich wertvoller Erzählungen. Darunter bildet der „Mohr von Venedig“ wohl die eindrucksvollste.

Man hat sich schon vielfach gefragt, ob diese Geschichte auf historischen Tatsachen beruhe; das scheint jedoch nach neueren Forschungen (s. Wolffs Shakespeare-Biographie Bd. 2 und Wolfgang Kellers Shakespeare-Ausgabe Bd. 7) nicht der Fall zu sein. Im Jahre 1505 wurde ein gewisser Christofalo Moro von der Republik Venedig nach Cypern abgeordnet, um dort als Gouverneur die Insel gegen den Sultan zu verteidigen. Drei Jahre später soll dann dieser Moro wieder zurückgekehrt sein, und zwar habe er den Bart stehen lassen aus Trauer über den Tod seiner auf der Heimfahrt gestorbenen Gemahlin. Aus diesem Capitano Moro, der nur dem Familiennamen, nicht aber der Hautfarbe nach ein Mohr war, scheint die Sage einen wirklichen Mohren gemacht zu haben, der in Cypern seine Frau aus Eifersucht ermordet hatte, und in dieser veränderten Gestalt hat dann Giraldis die Erzählung in seine Novellensammlung aufgenommen.

Shakespeare wird Giraldis Novellen kaum im Original gekannt haben, sondern vermutlich in französischer oder vielleicht englischer Uebersetzung, wie wir das selbe bei „Romeo und Julia“ und dem „Kaufmann von Venedig“ gesehen haben (s. „Die Schweiz“ XX 1916, 27 ff. und XXI 1917, 91 ff.). Der Franzose Gabriel Chapuis (1546—1611), der als Historiograph und Dolmetscher für Spanisch und Italienisch am Hofe Heinrichs IV. von Frankreich lebte, übersetzte Giraldis Novellensammlung im Jahre 1584, und diese „Cent excellentes nouvelles“ werden wohl Shakespeare bekannt geworden sein, da er daraus auch noch den Stoff zu seinem Drama „Maß für Maß“ entnahm.

Vergleicht man aber Giraldis Novelle mit dem „Othello“ Shakespeares, wird man sich billig wundern über die Meisterschaft, mit der er aus den dürftigen Andeutungen seiner Quelle die Hauptcharaktere Othello, Desdemona und Iago herausgearbeitet hat. Den Schluß Giraldis konnte er freilich für die Bühne nicht verwerten, sondern mußte ihn ganz neu gestalten.

Shakespeares „Othello“ ist seit seinem Erscheinen 1604 bis heute ein beliebtes Bühnenstück gewesen, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in den romanischen Ländern. In Frankreich erlebte das Drama nicht weniger als sechs Bearbeitungen, darunter eine von Voltaire, Ducis und Alfred de Vigny. In Italien wurde das Stück von Rossini und später von Verdi zu Opern umgestaltet. So hat sich diese Novelle der italienischen Renaissance Jahrhunderte hindurch bis heute als lebenskräftig erwiesen.

* * *

Uebertragung.

In Venedig lebte vor Zeiten ein Mohr, der wegen seiner großen Tapferkeit, Klugheit und Schlagfertigkeit in Kriegssachen bei den Ratsherren der Stadt in hohem Ansehen stand, wie ja die dortige Regierung im Belohnen hervorragender Leistungen stets alle andern Staatswesen übertraf.

Nun begab es sich, daß eine fein erzogene Dame von wunderbarer Schönheit, namens Desdemona, diesen Mohren lieb gewann, weil sie seinen innern Wert erkannte und sich zu seinem wackern Wesen hingezogen fühlte. Er seinerseits konnte ihrer Schönheit und ihrer Herzengüte nicht lange widerstehen. Und so hatten die beiden bald das Glück, sich zu vermählen, wiewohl die Eltern des Fräuleins alles aufboten, ihre Tochter von der Heirat mit dem Mohren abzubringen.

Solange die beiden Neuvermählten in Venedig blieben, lebten sie sehr glücklich und zufrieden, und niemals fiel unter ihnen auch nur ein unzartes Wort.

Um diese Zeit geschah es, daß die Herren von Venedig ihre Truppen ablösten, die sie auf der Insel Cypern zu halten pflegten. Dabei wählten sie den Mohren zum Hauptmann der neuen Besatzung,

die sie dorthin schickten. Ueber diese Ehre war der Mohr freilich sehr erfreut; denn man pflegte nur Edelleute, und zwar bloß anerkannt tüchtige und zuverlässige, mit einer solchen Würde zu betrauen. Aber es verringerte sich seine Freude, wenn er an die lange und beschwerliche Reise dachte, die Desdemona mit ihm zu überstehen hatte. Sie aber, die außer ihrem Gatten kein anderes Glück auf Erden kannte, war unsäglich froh über die Achtung, die eine so mächtige und reiche Stadt ihrem Manne erzeugte. Sie konnte deshalb die Stunde kaum erwarten, wo ihr Gemahl die Reise antreten und sie ihn auf einen so ehrenvollen Posten begleiten durfte. Als sie daher ihren Gatten mißgestimmt sah, betrübtete sie sich sehr, und weil sie die Ursache davon nicht kannte, sprach sie eines Tages bei Tische zu ihm: „Wie kommt es, daß Ihr so schwermütig seid, während Euch doch die Senatoren das hohe Amt eines Gouverneurs übertragen haben?“

Da erwiderte der Mohr: „Die innige Liebe zu dir ist es, die mir die Freude über die widerfahrene Ehre trübt; denn ich sehe wohl, daß von zwei Dingen das eine geschehen muß: Entweder nehme ich dich mit über das gefahrenreiche Meer, oder ich muß dich hier in Venedig lassen, um dir solch eine mühselige Reise zu ersparen. Das erste würde mich sehr schwer ankommen, weil mir jedes Leiden und jedwede Gefahr, die du mitzumachen hättest, doppelt zu Herzen ginge. Dich aber hier zu lassen, würde ich noch weniger ertragen, weil ich ohne dich nicht weiter leben kann.“

Als Desdemona dieses hörte, sprach sie: „Ei, lieber Mann, was sind das für Gedanken, die Euch in den Sinn kommen! Wie könnt ihr Euch nur darob Sorge machen? Ich folge Euch gern, wohin ihr nur zieht, und müßte ich sogar im Hemd durchs Feuer gehen, wie ich jezo auf einem stark gebauten Schiffe mit Euch übers Wasser fahre. Mag es dabei auch an allerhand Gefahren und Ungemach nicht fehlen, so will ich diese gerne mit Euch teilen, sonst müßte ich ja denken, Ihr hättet mich nicht von Herzen lieb, wenn Ihr mich hier in Venedig ließt, gleich, als ob ich mich hier sicherer fühlte. Darum rüstet Euch nur fröhlich und voller Zuver-

sicht zur Reise, wie es Euer hohen Rang geziemt!“ Hocherfreut über diese Worte umarmte der Mohr seine Gattin und sprach nach einem zärtlichen Kuß zu ihr: „Gebe Gott, daß wir uns allezeit so gut verstehen, mein teures Lieb!“

Bald darauf vollendete er seine Zurüstungen, brachte seine Angelegenheiten in Ordnung und bestieg mit seiner Gemahlin und seinen Leuten die Galeere. Sie zogen die Segel auf und fuhren bei ganz ruhiger See hinüber nach Cypern.

Nun hatte der Mohr in seinem Gefolge einen Fähnrich, der von Angesicht sehr schön, aber von der niederträchtigsten Gesinnung war, die man sich nur denken kann. Er war dem Mohren lieb, weil dieser nichts von seiner Bosheit ahnte und sich der Schurke mit heuchlerischen Reden so gut zu verstellen wußte, daß er von außen einem Hector oder Achilleus glich. Dieser hinterlistige Fähnrich hatte seine junge schöne Frau auch mit nach Cypern gebracht, die als Italienerin bei Desdemona in Gunst stand und die meiste Zeit des Tages bei ihr zubrachte.

Ferner war unter dem Gefolge des Gouverneurs auch ein Leutnant, den der Mohr sehr oft zu sich in den Palast einlud, wo er mit ihm und der Gemahlin an der Tafel speiste. Als Desdemona sah, welche Gunst dieser bei ihrem Manne genoß, zeigte sie sich ihm freundlich gesinnt, was dem Mohren ganz erwünscht war.

Da trug es sich zu, daß der verruchte Fähnrich, ungeachtet der Treue, die er seiner Frau und seinem Gebieter schuldig war, sich leidenschaftlich in Desdemona verliebte und mit allen Mitteln darnach strebte, sich ihrer Reize zu erfreuen. Er getraute sich zwar nicht, ihr seine Liebe zu erklären, aus Furcht, der Mohr würde ihn auf der Stelle töten, sobald er die Sache merke. Darum versuchte er so heimlich wie möglich, ihr auf verschiedenerelei Art seine Liebe zu verstehen zu geben. Desdemona jedoch, deren ganzes Gemüt nur ihrem Gatten zugewandt war, kümmerte sich weder um den Fähnrich, noch um sonst jemand. Als daher all seine Versuche fehlschlügen, kam er auf den Gedanken, sie sei dem Leutnant zugetan. Darum nahm er sich vor, diesen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen. Und nicht genug

damit, verwandelte sich seine Liebe zu der Dame in den tödlichsten Haß. Er wollte ein Mittel ausfindig machen, damit, wenn er Disdemonens Liebe nicht erlangen könne, der Mohr seine Frau auch nicht mehr besitzen sollte. Und nachdem er mehrere Schurkenstreiche ausgedacht hatte, beschloß er endlich, sie bei ihrem Manne des Ehebruchs anzuklagen und den Leutnant als den Schuldigen zu bezeichnen. Er wußte zwar, wie innig der Mohr seine Disdemonia liebte und welches Vertrauen der Leutnant bei ihm genoß. Daher ward es ihm klar, daß sein Plan nur mit raffinierter Schlaueit auszuführen war. Er wartete also die günstige Zeit und Gelegenheit dazu ab.

Nicht lange darnach geschah es, daß der Mohr den Leutnant seines Amtes entsetzte, weil dieser gegen einen Soldaten auf der Wache den Degen gezogen und ihn mehrfach verwundet hatte. Disdemonia der es um den Leutnant leid tat, suchte oftmals ein gutes Wort für ihn einzulegen. Das erzählte der Mohr dem verräterischen Fährich und fügte hinzu, seine Gattin lasse ihm seinethalben keine Ruhe, sodaß er befürchte, er müsse ihn wieder als Leutnant in seine Stelle einsetzen. Jetzt schien dem Bösewicht der Augenblick gekommen, um seinen Plan auszuführen, und er sprach: „Eure Gemahlin hat vielleicht Ursache, ihn gerne zu sehen.“

„Wie das?“ fragte der Mohr.

„Ich möchte nicht gern Unfrieden stiften zwischen Eheleuten,“ entgegnete der andere, „aber Ihr braucht nur die Augen aufzutun, um es selbst zu merken.“

Mehr wollte der Fährich nicht sagen. Diese Worte aber ließen einen scharfen Stachel im Herzen des Gouverneurs zurück, sodaß er ganz schwermütig wurde und stets darüber nachsann, was diese Aeußerung wohl bedeuten möchte.

Als nun Disdemonia eines Tages wieder versuchte, ihres Mannes Groll gegen den Leutnant zu besänftigen, indem sie ihm vorstellte, daß er doch lange Jahre ein guter Freund und Diener gewesen sei und sich mit dem verwundeten Soldaten ja längst ausgesöhnt habe, da geriet der Mohr in heftigen Zorn und rief: „Es ist doch auffallend, Disdemonia, daß du so viel Anteil an dem Manne nimmst, sinte-

mal er ja weder ein Bruder noch Verwandter zu dir ist.“

Die Frau erwiderte ganz freundlich und demütig: „Ihr werdet mir hoffentlich deshalb nicht zürnen. Ich habe keinen andern Grund, als weil es mir leid tut, Euch eines so wackern Freundes beraubt zu sehen, wie er nach Eurer eigenen Aussage gewesen ist. Er hat doch keinen so argen Fehler begangen, daß man ihm dergleichen zürnen müßte. Aber ihr Mohren seid so hitzig von Natur, daß jede Kleinigkeit Euch zu Zorn und Rache reizt.“

Ueber diese Worte noch mehr erzürnt, rief der Mohr: „Das dürfte manch einer erfahren, der es nicht erwartet. Ich werde für die Beleidigungen, die man mir antut, volle Rache nehmen.“

Disdemonia erschraf sehr über diese Antwort. Sie hatte ihren Mann noch nie so gegen sie aufgebracht gesehen und sagte daher mit holder Demut zu ihm: „Es hat mich nur die beste Absicht dazu bewogen, Euch hievon zu reden. Um Euch aber nicht weiter zu erzürnen, will ich nie mehr ein Wort davon sprechen.“

Diese erneute Fürbitte seiner Gattin hatte im Herzen des Mohren den Verdacht erweckt, daß jene Anspielung des Fährichs am Ende nichts anderes bedeute, als daß Disdemonia den Leutnant liebe. Er begab sich also ganz trübsinnig zu jenem Schurken und begann in ihn zu dringen, daß er sich deutlicher erklären solle. Der Fährich, der nach dem Verderben des armen Weibes trachtete, stellte sich zuerst, als wolle er nichts sagen, was seinem Herrn mißfallen könnte, und sprach endlich, wie von seinen Bitten überredet, zu dem Mohren also: „Es tut mir leid, Euch etwas sagen zu müssen, was Euch höchst unangenehm sein muß. Aber da Ihr es von mir verlangt und mich die Sorge um Eure Ehre dazu treibt, so muß ich Euch willfahren. Wisset also, daß Eure Gattin aus keinem andern Grunde sich das Unglück des Leutnants so zu Herzen nimmt, als weil sie jedesmal, wenn er Euch zu besuchen kommt, ihr Vergnügen mit ihm zu haben pflegt, da sie Eurer Schwärze bereits überdrüssig ist.“

Diese Worte schnitten dem Mohren bis in die Wurzel seines Herzens ein. Um aber noch mehr zu erfahren, sagte er, ob schon

ihm der geschöpfte Argwohn nunmehr berechtigt schien, mit finsterner Miene: „Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich dir nicht diese freche Zunge ausreißen lasse, die sich erkühnt, meine Frau einer solchen Schmach zu beschuldigen.“

Der Fähnrich entgegnete: „Ich habe für meinen Liebesdienst keinen andern Lohn von Euch erwartet, mein Hauptmann. Dennoch beteure ich nochmals, daß die Sache sich so verhält, wie Ihr gehört habt. Und wenn das schlaue Weib Euch mit verstellten Liebesbezeugungen so die Augen verklebt hat, daß Ihr es bisher nicht merktet, wie Ihr hättet sollen, so ist es darum nicht minder wahr, was ich Euch sage. Denn der Leutnant hat es mir selbst erzählt, weil ihm sein Glück nicht vollkommen schien, wenn er es nicht einem andern Menschen mitteilen könnte. Hätte ich mich nicht vor Euerm Zorn gefürchtet, so würde ich ihm längst den verdienten Lohn mit seinem Tod gegeben haben. Nun ich aber keinen bessern Dank von Euch empfangen, so hätte ich freilich besser getan, zu schweigen, als mir Eure Ungnade zuzuziehen.“

Darauf versetzte ihm der Mohr voller Zorn: „Wenn du mich nicht durch eigenen Augenschein von der Wahrheit deiner Angaben überzeugst, so sollst du bald erkennen, daß es besser gewesen wäre, du wärest stumm geboren.“

„Freilich hätte ich Euch damals, als der Leutnant noch Euer Hausfreund war, leicht von der Tatsache überzeugen können. Jetzt aber, da Ihr ihn wegen einer geringen Ursache verjagt habt, geht es nicht mehr so gut. Ich zweifle nicht, daß er noch immer heimlich mit Desdemona zusammenkommt, so oft Ihr ihm Gelegenheit dazu gebt. Aber er fängt es jetzt sicherlich feiner an als ehemals, da er weiß, daß Ihr ihn nun haßt. Trotzdem gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, Euch mit eigenen Augen zu beweisen, was Ihr mir nicht glauben wollt.“

Nach diesen Worten schieden sie voneinander.

Der arme Mohr ging ganz betrübt nach Hause und wartete auf den Tag, wo ihm der Fähnrich das zeigen würde, was ihn für immer unglücklich machen sollte. Nicht wenig geriet auch der Fähnrich in Ver-

legenheit, da er wußte, wie schwer es ihm bei der Sittenstrenge Desdemonas fallen würde, sie der Untreue zu überführen. Er sann also hin und her und geriet endlich auf eine neue Bosheit.

Desdemona kam, wie früher erzählt, oft zu der Frau des Fähnrichs auf Besuch und brachte einen guten Teil des Tages bei ihr zu. Dabei hatte nun der Fähnrich bemerkt, daß sie ein kostbares Nástüchlein von der feinsten maurischen Arbeit trug, das der Mohr ihr bei der Hochzeit geschenkt hatte, weshalb es von beiden sehr wert gehalten wurde. Dieses Schnupftuch wollte er ihr heimlich entwinden und sie dadurch ins Verderben stürzen. Als sie nun eines Tages wieder zu Besuch da war, hob er sein dreijähriges Töchterlein, das Desdemona gerne hatte, zu ihr empor und gab es ihr in die Arme, worauf sie es herzte und liebte. In diesem Augenblick zog ihr der Betrüger, der sich aufs Taschenspielen wohl verstand, so geschickt das Nástuch aus dem Gürtel, daß sie gar nichts davon merkte. Dann entfernte er sich damit voller Freude. Desdemona ging ahnungslos nach Hause und vermisse es zunächst nicht, da sie mit andern Gedanken beschäftigt war. Einige Tage später jedoch, als sie es suchte und nicht fand, geriet sie sehr in Besorgnis, ihr Gatte möchte darnach fragen, wie er öfters tat.

Inzwischen ging der Fähnrich mit dem Taschentüchlein zu dem Leutnant und legte es im verstellten zu Häupten seines Bettes hin. Der Leutnant beachtete es erst am folgenden Morgen, als er beim Aufstehen mit dem Fuße darauf trat. Er begriff zunächst nicht, wie das Tüchlein daher gekommen sei, da er wohl wußte, daß es Desdemona gehörte. Er beschloß hernach, es ihr zu bringen, und wartete die Zeit ab, wo der Mohr ausgegangen wäre. Dann begab er sich damit an die Hintertüre ihres Hauses und klopfte an.

Nun wollte es der Zufall, gleich als ob sich das Schicksal mit dem bösen Fähnrich gegen die unschuldige Frau verschworen hätte, daß der Mohr in diesem Augenblicke wieder nach Hause gekommen war. Als er an der Türe klopfen hörte, trat er an das Fenster und rief unwillig hinunter: „Wer ist da?“

Der Leutnant hörte seine Stimme und

lief, ohne zu antworten, aus Furcht, der Mohr könnte seinen Zorn an ihm auslassen, auf und davon. Mittlerweile stieg der Hausherr die Treppe hinunter, machte die Türe auf und trat auf die Straße. Er konnte aber niemanden sehen und ging daher ärgerlich ins Haus zurück, wo er seine Frau fragte, wer da unten geklopft habe. Desdemona verfehte der Wahrheit gemäß, sie wisse es nicht. Er fuhr fort: „Es schien mir, als sei es der Leutnant gewesen.“ Sie erwiderte: „Ich weiß nicht, ob er oder ein anderer es gewesen ist.“

Da hatte der Mohr Mühe, die Wut zu meistern, die in ihm kochte. Er wollte jedoch nichts Weiteres unternehmen, bevor er mit seinem Fähnrich darüber gesprochen, ging sofort zu diesem und erzählte ihm, was vorgefallen war; auch bat er ihn, den Leutnant möglichst darüber auszuforschen, was ihm der Fähnrich bereitwillig versprach.

Und richtig knüpfte er auch eines Tages an einem Orte, wo der Gouverneur sie sehen konnte, ein Gespräch mit dem Leutnant an. Er plauderte mit ihm über alles Mögliche, aber von Desdemona war mit keiner Silbe die Rede. Dabei hub er mehrmals an, laut aufzulachen, und zeigte in seinen Gebärden ein großes Erstaunen, wie wenn er eine seltene Neuigkeit erfahren hätte. Als dann der Leutnant von ihm weggegangen war, kam der Mohr rasch auf den Fähnrich zu und wollte wissen, was jener ihm erzählt habe. Der ließ sich zuerst lange bitten und sprach dann: „Der Leutnant hat mir soeben sein ganzes Geheimnis anvertraut und gestanden, daß Eure Gemahlin ihm die letzte Liebesgunst gewährt habe, so oft Ihr von zu Hause fort gewesen seid und ihm Gelegenheit dazu gegeben. Das letzte Mal, als er bei ihr war, verehrte sie ihm jenes feine Mastüchlein, das Ihr bei Eurer Vermählung ihr geschenkt.“

Der Mohr dankte dem Fähnrich und war nun überzeugt, daß die Anklage auf Wahrheit beruhe, sobald es sich zeige, daß Desdemona das Taschentüchlein nicht mehr besitze. Er verlangte daher eines Tages, als er nach dem Essen noch mit seiner Gattin plauderte, ihr Schnupftuch zu sehen. Die Unglückliche hatte diese Frage schon längst befürchtet und ward darüber feuer-

rot im Gesicht. Schnell lief sie, um ihre Röte vor ihm zu verbergen, der es zwar schon bemerkt, zu ihrem Schrein und tat, als ob sie darnach suche. Und nachdem sie lange gesucht hatte, sprach sie endlich: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich es heute nicht finden kann. Habt Ihr's vielleicht gehabt?“

„Wenn ich es gehabt hätte,“ erwiderte der Mohr, „so würde ich dich doch nicht darnach fragen. Du kannst es ja ein andermal mit mehr Ruhe suchen.“

Und damit ging er weg und sann darüber nach, wie er seine Frau und zugleich ihren Liebhaber umbringen könnte, ohne dieses Verbrechens beschuldigt zu werden. Tag und Nacht sah man ihn nachdenklich einhergehen, und Desdemona bemerkte, daß er nicht mehr wie früher gegen sie war. Sie sagte daher oftmals zu ihm: „Was habt Ihr nur, daß Ihr so verstört ausseht? Ihr waret doch früher so fröhlich, und jetzt seid Ihr ganz schwermütig.“

Der Mohr ersann darauf allerlei Ausreden, aber sie konnte sich damit nicht zufrieden geben. Und wiewohl sie sich keiner Schuld bewußt war, so fürchtete sie doch, gerade durch ihre große Zärtlichkeit ihm zur Last gefallen zu sein. Sie ging daher zur Frau des Fähnrichs und erzählte ihr ihren Kummer, indem sie sprach: „Ich weiß nicht, was ich von meinem Manne denken soll. Er war sonst immer lauter Liebe zu mir, und jetzt ist er, ich weiß nicht, seit wie lange, ein ganz anderer geworden. Ich fürchte sehr, ich werde den Mädchen noch ein warnendes Beispiel dafür werden, daß sie sich nicht gegen den Willen der Eltern verheiraten sollen. Und die italienischen Frauen werden von mir lernen können, daß man sich nicht mit Männern verbinden soll, die aus einem ganz fremden Lande stammen und von anderer Sitte und Lebensweise sind. Da ich aber weiß, daß mein Mann ein Freund zu Euerm Gatten ist und ihm sein Vertrauen schenkt, so bitte ich Euch, es mir mitzuteilen, wenn Ihr etwas von ihm hört, das für mich wichtig ist.“ Und bei diesen Worten vergoß sie bitterliche Tränen.

Die Frau des Fähnrichs aber, die bereits von allem wußte und die ihr Mann zur Helfershelferin des Mordes hatte zwingen wollen, obgleich sie sich mit allen

Mitteln dagegen gesträubt hatte, wagte aus Furcht vor ihrem Manne nicht, ihr den Anschlag zu verraten und sagte nur soviel: „Seid ja dafür besorgt, daß Ihr Euerm Gemahl keinerlei Grund zum Argwohn gebt, und sucht ihm Eure Liebe auf alle Arten zu beweisen.“

„Das tue ich,“ sprach Disdemonas, „aber es hilft nichts.“

Der Mohr suchte sich indessen immer mehr von der Untreue seiner Gattin zu überzeugen und bat den Fähnrich, es zu bewerkstelligen, daß er das Schnupftuch im Besitz des Leutnants sehen könne, was freilich für den Schuft eine schwierige Sache war. Doch versprach er ihm, sein Möglichstes zu tun.

Nun hatte um diese Zeit der Leutnant eine Person zu Hause, die außerordentlich feine Stidarbeiten machte. Die hatte das Taschentuch gesehen und wollte sich, ehe man es Disdemonen zurückgab, noch schnell ein ähnliches machen. Mit dieser Arbeit beschäftigt, sah sie einst der Fähnrich am Fenster sitzen. Rasch holte er den Mohren herbei, sodaß auch er beim Vorübergehen das Tuchlein sehen konnte.

Jetzt war der Mohr vollends überzeugt, daß seine Frau ihm untreu geworden sei. Sein Entschluß stand nunmehr fest, die beiden Liebenden umzubringen. Der Fähnrich mußte für ihn die Ermordung des Leutnants übernehmen, wofür er ihm versprach, ihm stets verpflichtet zu sein. Dieser weigerte sich zuerst, weil der Leutnant ein sehr gewandter Haudegen sei. Aber der Mohr bat ihn solange und gab ihm soviel Geld, bis er schließlich einwilligte, sein Glück zu versuchen.

Eines Abends kam der Leutnant aus dem Hause eines schönen Mädchens, das er zu besuchen pflegte. Da schlich sich der Fähnrich in der Finsternis mit gezücktem Degen an ihn heran und versetzte ihm einen Hieb in die Beine, um ihn zu Fall zu bringen. Er schlug ihm auch richtig den rechten Schenkel mitten entzwei, sodaß der Arme zu Boden stürzte. Trotz seiner schweren Wunde gelang es ihm, den Degen zu ziehen und sich gegen den Unbekannten zu verteidigen, der ihm den Garaus machen wollte. Dabei schrie er, so laut er konnte: „Zu Hilfe, man bringt mich um!“

Sogleich eilten Leute herbei, worunter auch einige Soldaten, die in der Nähe ihr Quartier hatten. Der Fähnrich hatte rasch die Flucht ergriffen, drehte sich dann aber, um nicht verfolgt zu werden, plötzlich um und stellte sich, als komme er auf den Lärm herbeigeeilt. Er mischte sich unter die übrigen, sah, daß das Bein abgehauen war, und hielt es für gewiß, daß sein Gegner an der Verwundung sterben müsse. Das stimmte ihn sehr froh, doch zeigte er zum Schein dem Verwundeten soviel Mitleid, wie wenn er sein eigener Bruder gewesen wäre.

Am andern Morgen wurde dieser nächtliche Ueberfall in der ganzen Stadt bekannt und kam auch zu den Ohren Disdemonas, die voller Herzensgüte, wie sie war, sich sehr darob betrübt, ohne daran zu denken, daß ihre Anteilnahme ihr könnte übel ausgelegt und zum Verderben werden. Der Mohr verdachte es ihr sehr und erzählte es dem Fähnrich, indem er sprach: „Denke dir, die Narrin von meiner Frau hat sich über den Tod des Leutnants so betrübt, daß sie fast von Sinnen kommt.“

„Und wie wäre dies anders möglich,“ erwiderte der Fähnrich, „da sie ja stets ein Herz und eine Seele waren?“

„Ein Herz und eine Seele! Ha, ich will ihr schon die Seele aus dem Leibe reißen. Ich müßte mich fürwahr für einen Feigling halten, wenn ich nicht dieser Schmach ein Ende machte.“

Sie beratschlagten dann zusammen, ob sie Disdemonas mit Gift oder mit dem Dolch umbringen sollten. Doch konnten sie darüber nicht einig werden. Schließlich meinte der Fähnrich: „Mir fällt noch ein anderer Vorschlag ein, der keinerlei Verdacht erweckt. Und dies ist folgender: Euer Haus ist sehr alt, und die Decke Eures Schlafgemachs hat viele Risse. Wir bringen Disdemonas mit einem mit Sand gefüllten Strumpf ums Leben. Dabei bleiben keine Spuren von äußerer Verletzung. Ist sie dann tot, so machen wir, daß die Stubendecke über ihr einfällt, sodaß es den Anschein hat, als sei sie von den Balken erschlagen worden. Auf diese Weise wird niemand Verdacht gegen Euch schöpfen.“

Dieser grausame Vorschlag gefiel dem Mohren. Er wartete die Gelegenheit da-

zu ab. Und als er eines Nachts mit seiner Gattin zur Ruhe gegangen war, begann der Fähnrich, der in einem anstoßenden Kabinett verborgen war, der Abrede gemäß in seinem Versteck ein Geräusch zu machen.

Da fuhr der Mohr empor und sprach zu Disdemona: „Hast du das Geräusch gehört?“

„Ja, freilich,“ versetzte sie.

„So steh auf,“ fuhr er fort, „und schau nach, was es sein mag.“

Die unglückliche Frau stand auf, und sobald sie sich dem Kabinett näherte, sprang der Fähnrich hervor und gab ihr mit dem gefüllten Strumpf einen so gewaltigen Schlag mitten auf den Rückgrat, daß sie auf der Stelle zu Boden sank und kaum mehr Atem fand. Doch rief sie mit schwacher Stimme ihren Mann um Hilfe. Dieser sprang aus dem Bett und sprach: „Das ist der Lohn für deine Untreue, du schändliches Weib. So geht es denen, die unter dem Schein zärtlicher Liebe ihre Männer hintergehen.“

Wie das die arme Frau hörte und ihr Ende nahe fühlte, flehte sie Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an, worauf sie vom dritten Schlag tödlich getroffen zu Boden fiel. Der Fähnrich legte sie auf ihr Bett, brachte ihr noch einige Wunden im Gesicht bei, und dann rissen sie miteinander die Zimmerdecke ein. Hierauf rief der Mohr laut um Hilfe, das Haus falle ein, sodaß alle Nachbarn herbeieilten und bei der Untersuchung des Bettes die arme Disdemona darin erschlagen fanden.

Die Klage über ihren Tod war allgemein, weil man sie wegen ihrer feinen Lebensart gern gehabt hatte. Am andern Tage wurde sie unter großer Trauer zu Grabe getragen.

Der gerechte Gott aber wollte nicht, daß eine so unerhörte Tat unbestraft bleibe.

Der Mohr hatte seine Frau überaus lieb gehabt, und von der Stunde an, wo er sie nicht mehr sah, überkam ihn eine solche Sehnsucht nach ihr, daß er sie überall im Hause suchte. Und weil er bedachte, daß er durch die Schuld des Fähnrichs seine Frau und damit auch sein ganzes Lebensglück verloren habe, wurde ihm der Bösewicht so in tiefster Seele ver-

haßt, daß er ihn nicht mehr ansehen mochte. Ja, er hätte ihn wohl auf offener Straße umbringen mögen, würde er sich nicht vor der unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe des Dogen und der Ratsherren von Venedig gescheut haben. Er entzog dem Fähnrich daher die Fahne und stieß ihn aus seiner Kompagnie, weshalb zwischen den beiden eine tödliche Feindschaft entstand. Der Fähnrich trachtete von da an mit allen Kräften darnach, dem Gouverneur zu schaden.

Eines Tages traf er den Leutnant an, der wiederhergestellt war und statt des abgehauenen Beines mit einem hölzernen einherging. Da sagte er zu ihm: „Die Stunde ist gekommen, wo du für dein verlorenes Bein Rache nehmen kannst. Und wenn du mit mir nach Venedig kommen willst, so werde ich dir dort vor Gericht bezeugen, wer der Täter war; denn hier in Cypern darf ich es aus mancherlei Rücksichten nicht wagen.“

Der Leutnant, der bisher nie erfahren hatte, von wem und warum er überfallen worden war, dankte dem Fähnrich, und so fuhren sie zusammen übers Meer nach Venedig. Sobald sie dort angelangt waren, erzählte er ihm, der Mohr sei es gewesen, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, er, der Leutnant, habe Disdemona zur Untreue verleitet. Und darum habe er auch seine Frau umgebracht und nachher ausgeschrien, die eingestürzte Stubebedecke hätte sie erschlagen.

Sobald der Leutnant dies hörte, verflagte er den Mohren bei der Signoria wegen des abgehauenen Beines und wegen der Ermordung Disdemonas, was der Fähnrich als Zeuge vor Gericht bestätigte, indem er hinzufügte, der Mohr habe ihn zuerst überreden wollen, beide Verbrechen zu begehen.

Als die Herren von Venedig vernahmen, welche Grausamkeit der Barbar an einer ihrer Bürgerinnen verübt hatte, ließen sie den Mohren in Cypern verhaften und gefangen nach Venedig bringen, wo sie ihn mit vielen Foltern zu zwingen suchten, die Wahrheit zu gestehen. Aber er überwand mit starker Seele alle Qualen, die man ihm bereitete, und leugnete alles so hartnäckig ab, daß man nichts aus ihm herausbrachte. So entging er durch

seine Standhaftigkeit zwar dem Tode, wurde aber nach langer Gefangenschaft zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt und später von den Verwandten seiner Frau, wie er es verdiente, umgebracht.

Der Fährich kehrte nach dem Prozeß wieder in seine Heimat zurück. Weil er aber von seiner bösen Art nicht lassen konnte, beschuldigte er dort einen seiner Gefährten, ihn zur Ermordung eines verfeindeten Edelmanns veranlaßt zu haben. Der Gefährte wurde deshalb ergriffen, und weil er trotz der Folter mutig leugnete, so wurde auch sein Ankläger, der

Fährich, verhört und ebenfalls auf die Folter gespannt, wobei sie ihm so zusetzten, daß er eine innere Verletzung davontrug. Er wurde zwar wieder freigelassen und durfte heimkehren, starb aber daselbst schon nach wenigen Tagen an den Folgen der ausgestandenen Tortur.

So rächte Gott Disdemonens Unschuld.

Schließlich kam die Wahrheit doch ans Tageslicht, und zwar durch die Frau des Fährichs, die von allem Mitwisserin war und nach dem Tode ihres Mannes den wahren Tatbestand ausagte.

Rodin 1840–1917.

Mit einer Kunstbeilage.

Nachdruck verboten.

Mit Rodin verlor Frankreich seinen größten, die Gegenwart den bedeutendsten, die Welt den Bildhauer des Impressionismus.

Von der Tradition seiner Heimat ausgehend, sie überwindend, fand er in der Antike die Ruhe der Form, in der Gotik den Reichtum des Empfindens, in Michelangelo die Gewalt der Gebärde, in Rembrandt das raumbindende Licht, und er gelangte mit unerhörter Geduld zu dem, das — als es zum ersten Mal vor die Öffentlichkeit trat — so neu und unglaublich wahr erschien, daß man unternahm, ihm den Prozeß des Betruges zu machen.

Sein war das Schicksal des Großen, Einsamen, befehdet, verfolgt, offiziell abgelehnt zu werden, bis er selbst eine öffentliche Uebermacht geworden war und der Sieg ihm eingeräumt werden mußte. Ueber seine Gipsabgüsse ging die Wut seiner Feinde. Sein Denker, heute in pathetischer Bronze vor dem Panthéon, wurde zerbrochen. Rodin gehörte „zur Klasse jener, die für sich selbst marschieren“, wie Jean Paul Laurens anno 1900 feststellte, damals das einzige Malermitglied des Instituts.

Und doch war er ganz Kind seines Jahrhunderts, seiner engeren Epoche — ein enfant terrible, freilich!

Auch er kannte den Idealismus nicht, es sei denn, man nenne das Handwerk so. Er erkannte keine Inspiration an (zu Zu-

dith Cladel: „Ach, ach, ach, das ist eine alte romantische Idee, die gar keinen Sinn hat“) — er hat sie aber doch besessen. Und lapidare Psychologie dazu!

Lebendigste Natur wollte seine Sprache sein. Die Bewegtheit und Differenziertheit der Oberfläche, gleich wie im Spiel der Atmosphäre, wurde impressionistisches Angebinde seiner Skulptur; die nach den schrofferen, schwereren Gesten des ersten Schaffens zögernde, fliehende, laufende Bewegungen in die Luft und auf Hintergründe schrieb mit zarten oder zerflüfteten Formen und schauernden Flächen und allen vielgestalteten Reizen des Malerischen.

Doch — er besaß die große Form, was ihn zum Ersten französischer Kunst macht. Cézanne versenkt sich in die Tiefe, in Mystizismus. Van Gogh zerreißt die Oberfläche, legt strömende Säfte bloß, zuckende Nerven. Rodin baut logisch auf. Sein Empfinden ist leidenschaftlich, tief und konzentriert, seine Stärke psychologisch und sonnenklar. Sein Werk hat die Größe der Form: Monumentalität.

Grundlage auch seiner Kunst war die Geometrie. Genie, beteuerte Rodin, hieß für ihn: Ordnung.

Löcher, die seine Hand aus der Materie riß, und Buckel, die sie türmte, das sind seine Mittel. Mehr als er den Meißel hämmerte, knetete seine bloße Hand — die Marmore stehen bezeichnenderweise in der Minderzahl.